

## Volksthümliche Dichter.

Claudius, Schubart, Hebel, Gröbel u. s. w.



dem gleich die Kämpfe und Siege des großen Friedrich, in der Mitte des verflohenen Jahrhunderts fast ausschließlich die Augen des ganzen Europa auf sich zogen, so war die Bewegung, welche sie hervorriefen, mochte dieselbe in politischer Beziehung auch von der höchsten Bedeutung sein, doch keine so nationale und volksthümliche gewesen, als daß sie irgend wie auf Dichter und Dichtkunst einen bedeutendern Einfluß geübt hätte. Zwar dichtete Gleim damals die preussischen Krieglieder eines Grenadiers, und Kamler, Peter H. und Andere blieben nicht hinter ihm zurück, aber alle diese Lieder könnte man eher als Gelegenheitsgedichte bezeichnen, die weit entfernt waren, aus dem frischen, gesunden Mark der Nationalität zu entspringen. Bei vielen, wir können sagen bei den meisten Dichtern jener Periode, war es nicht ein Drang von innen heraus, an welchem sich ihre Muse begeisterte, sondern eine Art von Manie, die deutsche Sprache nach fremdartigen Mustern und Formen zu zu dreheln, und wenn man Klopstock den deutschen Homer nannte, wollte man auch einen deutschen Horaz, Theokrit, Anakreon, u. s. w. haben, und wirklich wurde auch Gleim von der kraßfüßelnden Kritik der damaligen Zeit als der deutsche Epylläus bezeichnet, nachdem man ihm schon früher mit Anakreon verglichen, obwohl er von dem Einen so entfernt war, als von dem Andern. So sehen wir denn auch die deutsche Muse der damaligen Zeit, wie eine arme Komödiantin umherlaufen, oder wie die hölzerne Gliederpuppe in dem Atelier eines Malers, bald mit diesem, bald mit jenem bunten Lappen beklebt, um sich dem verdorbenen Geschmack des Dichters und des Publikums anzupassen.

Bürger und diejenigen Dichter, welche unter dem Namen der Göttinger vorzugsweise gekannt sind, (man vergleiche jenen Abschnitt unseres Werkes) gewannen zunächst die Ueberzeugung, wie dieses Künstelein der Form aller wahren Poesie den Untergang drohte, und sie machten sich mit Eifer und Feuer darüber her, diesen Krebschaden zu kuriren. Zunächst fanden sie in den vaterländischen Ideen, welche Klop. od. angeregt hatte, ihre unermeßlichste Basis, aber während dieser große Dichter sich, von der zerrissenen Gegenwart ab der Vergangenheit zuwendete, und bei den Hünengräbern versunkener Heldengeschlechter weilt, hatte dagegen Herder es begriffen, daß zur Erklärung eines Nationalgefühls das begeisterte Zurückschauen in die Vergangenheit nicht ausreichte, sondern daß es der Beruf des Dichters sei, für die Gegenwart und deren Besserwerden zu sorgen. — Diesem entschiedenen Streben nach volksthümlichen Gehalt, der sich bei Herder recht klar und lebensfrisch findet, schlossen sich also die Jünger des Hainbundes an, und da ihnen vor Allem daran lag, der Idee das Uebergewicht über die Form zu geben, so vernachlässigten sie dieselbe größtentheils mit einer Art von Absichtlichkeit, die ihnen von ihren Widersachern zum heftigsten Vorwurf gemacht wurde. (z. B. Erd. v. Schiller in seinem Aufsatz über Bürgers Gedichte.) Dennoch war es grade Bürger, der selbst eingeseht, wie mächtig Herders Einfluß auf ihn gewirkt. In einem Briefe an seinen Freund Boje sagt er unter Andern: „O, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Kritik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel schon längst davon gedacht und empfunden hatte.“ —

Die Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes blieben indessen trotz aller Anfeindungen, welche sie Anfangs zu erdulden hatten, nicht ohne den bedeutendsten Erfolg, denn aus ihm heraus bildete sich die deutsche Volkspoesie in ächt nationaler Kraft und Fülle, üppig hervorblühend aus dem Boden des erwachenden Volksbewußtseins.

Einer der deutschen Volksdichter, die jener früheren Periode angehören, und der besonders mit H. Voss viel Aehnlichkeit in der Auffassung hat, ist Mathias Claudius. Geb. den 15. August 1740 zu Reinsfeld in Holstein, lebte er erst als Privatmann zu Wandsbeck, wurde dann Redifor der schleswig-holsteinischen Bank zu Allona und starb den 12. Jan. 1815 zu Wandsbeck. Indessen findet sich auch noch in seinen Gedichten unverkennbar ein gekünsteltes Streben nach möglicher Einfachheit der Form, und ein ängstliches Vermeiden jedes äußerlichen Schmuckes. — Aber in allen seinen Gedichten finden wir eine innige Empfindung, gesunden Verstand und gemüthliche Laune. Das bekannte Rheinweintied ist ein echtes Volkslied geworden und noch viele andere Gedichte von ihm leben noch heut im Munde des Volkes. — Seine gesammelten Schriften erschienen unter dem Titel: „Sämmtliche Werke des wandsbeker Sotens“, wie er sich von seinem Lieblingsaufenthalte zu Wandsbeck nannte; — außerdem haben wir von ihm mehrere Uebersetzungen wie: Terrasson's Selhos, Ramsay's Reisen des Cyrus u. a. m., die indessen weniger wichtig sind.

Gleichzeitig mit Claudius müssen wir hier den fast ganz vergessenen Overbeck nennen (geb. 1755 zu Lübeck, gest. eben daselbst als Senator 1821). Wir haben seine zwar etwas sentimental, aber dabei recht harmonisch klingenden, lieblichen Gedichte gewiß alle in Anthologien jener Zeit gefunden und gern gelesen, und das schöne Lied „Das waren mir selige Tage“ ein Musterwerk rhytmischer Vollendung, klingt aus den schönen Träumen unserer Kindheit wie fernes Rauschen des Windes in der Waldesamkeit zu uns herauf.

Kräftiger dagegen und sich mit seiner Muse nicht in der schönen duftigen Natur ergehend, sondern unter den Menschen, die dieselbe als Sklaven bewohnten, trat Schubart auf? Schon Bürger hatte vor ihm Aehnliches laut werden lassen, z. B. „der Bauer an seinen Durchlauchtigsten Tyrannen“; Stollberg in seiner Ode an den Kronprinzen von Dänemark; Müller, „der Todesengel am Bette eines Tyrannen“ hatten die gleiche Tendenz im Auge gehabt, als sich Schubart mit gewaltiger Kraft ebenfalls erhob.

Gewiß würde dieser Dichter, in welchem sich die glänzendsten Eigenschaften vereinten, und dessen Lieder um so mehr Eingang in's Volk fanden, da er selbst Componist war, den bedeutendsten Einfluß auf seine Zeit ausgeübt haben, wenn nicht sein eignes Leben selbst so zerrissen und niedergedrückt gewesen wäre. Er war am 26. März 1739 zu Obersantheim in der ehemaligen Grafschaft Limburg geboren, wo sein Vater Schullehrer und Pfarreicar war. Er besuchte das Lyceum zu Wördlingen und die Schule zum heiligen Geist in Nürnberg, studirte dann in Jena Theologie, worauf er später Schullehrer in Geislingen wurde und sich dort verheiratete. Wegen der Verfertigung eines satyrischen Liedes und einer Parodie auf die Litanei wurde er seines Amtes entsetzt, und kam nach vielen Schicksalen nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik herausgab. Sein Hang zur Satyre, dem er auch hier frei den Sichel schiefen ließ, machte ihm viele Feinde und endlich sah er sich genöthigt, die Stadt zu verlassen und ging nach Ulm, wo er seine Chronik fortsetzte. Auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia, welche er in diesem Blatte angegriffen hatte, wurde er durch die Verrätherci eines Bekannten in's Württembergische Gebiet gelockt, von der dortigen Behörde auf landesherrlichen Befehl arretirt und auf die Festung Asperg gebracht, wo der Unglückliche zehn Jahre lang, ohne Urtheil und Verhör als Gefangener blieb. Endlich, im März 1787 befreit und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt, starb er schon vier Jahre später (10. October 1791.) in Folge seines langen Aufenthaltes im Kerker.

Schubart's Gedichte, unter denen wir besonders das „Kaplied, die Hirschengruft, die Linde, der Gefangene, das Mutterherz“ (vergl. unten) hervorheben, sind zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Poesie zu rechnen und werden jederzeit das Eigenthum des Volkes bleiben.

Siemlich verwandt mit ihm in seinen unglücklichen Schicksalen geistiger Beziehung ist Johann Gottfried Seume, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen wollen, obwohl seinen eigentlichen Gedichten nach, er nicht in diese Kategorie gehört.

Das Bestreben, eine populäre Poesie zu schaffen, mußte indessen bald noch einen Schritt weiter führen, nämlich zur Bearbeitung der Dialekte, welche seit der Reformation und der Ausbildung des Hochdeutschen als alleinige Schriftsprache fast gänzlich in den Hintergrund

zurückgedrängt worden waren. Unbestreitbar hat Heinr. Vos auch hier wieder das Verdienst, der Poesie diese neue Bahn gebrochen zu haben, denn alle jene kleineren Gedichte, welche vor ihm in dieser oder jener Mundart geschrieben sein mögen, sind doch ganz ohne alle poetische Bedeutung. Er selbst sagt, gleichsam um das Ungewöhnliche, Fremde zu entschuldigen, in einer Anmerkung zu seinen plattdeutschen Idyllen: „Sei dergleichen Sittengemälden niederfächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie das Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wiederzugeben vermag.“ Ferner sagt er eben daselbst mit besonderem Bezug auf die Idylle: „der Winterabend.“ In dieser und der zehnten Idylle habe ich versucht, die reiche und wohlklingende Sassen Sprache nach den Regeln, wie sie bis zu unsern Aeltern vor Gericht, auf der Kanzel und im gebildeten Umgang gehört und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also kein verwahtes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgerafft, noch weniger ein Plattdeutsch der besonderen Mundarten in Holstein, in Mecklenburg, in Westphalen, oder wo sonst unsere Sprache in eigenthümliche Sprechung ansartete. Denn wer würde dem Hochdeutschen verfallen, für Luthers altmeissnische, aber von allen geistvollen Deutschen fortgebildete Sprache die Mundart des heutigen Meißens oder eine andere, und diese noch mit den Sprachschlern der Unwissenheit zu schreiben? Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schlichteren Nachhall der sächsischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrage gebraucht wurde, und neben der Hochdeutschen, als sanfteren Schwester fortzubühen verdient hätte.

Wie nun also Vos die sogenannte plattdeutsche Mundart, behandelte Johann Martin Milleri den schweizerischen Dialekt. — Dieser geniale Dichter wurde im Jahre 1763 zu Zürich geboren, wo er theils in dorkigen Schulen, theils im Hause seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, seine Bildung empfing, die er späterhin auf seinen Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich vervollkommnete. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters ein, welches er bis zum Jahre 1804 fortführte, wo er dasselbe niederlegte, um sich ungestört den Künsten und Wissenschaften, so wie auch den öffentlichen Geschäften zu widmen. Er wurde später Mitglied der Regierung und starb am 29. Juli 1827. — Seine Dichtungen, selbst die hochdeutschen, haben die allgemeinste Anerkennung gefunden; das schöne Lied „Freut Euch des Lebens“ ist im Munde Aller; aber dennoch stehen seine Arbeiten in schweizerischem Dialekt weit über jene. (M. vergl. die unten angeführten).

Die größte Vollkommenheit in dieser Gattung der Poesie erreichte indessen vor allen andern der berühmte Johann Peter Hebel, der neben der gemüthlichen Gefühlsanschauung Miller's eine unglauubliche Fülle dichterischer Auffassungskraft besitzt, die ihn weit über Jenen erheben.

Hebel wurde am 11. Mai 1760 in Gaden geboren, studirte Theologie und wurde Professor und Consistorialrath zu Karlsruhe. Im Jahre 1819 zum protestantischen Prälaten ernannt, trat er als solcher in die badische Ständeversammlung und starb am 22. September 1826.

Selten hat ein Dichter von seinen Zeitgenossen eine so ungetrübte Anerkennung gefunden als Hebel. — „Sein Talent“, sagt Göthe von ihm; neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum stilllich Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hülfe und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter, das sogenannte Leblose durch allegorische Figuren beleben, Nymphen, Dryaden &c. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen, so verwandelt dieser Dichter dagegen diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbäuert, auf die naivste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eines auszumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwähigkeit, Darstellungsgabe und neckische Sprechweise, so viel lecht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt,

auszuführen. Wenden wir von der Erde unsere Augen an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter den Fensterladen; der Mond, ihr Mann kommt forschend heraus, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen zu besuchen. Hat der Dichter auf Erden keine Liebesleute vorzustellen, so weiß er überall etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerbe und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten zu schildern, gelingt ihm ganz besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. In gleicher Stufe führt er uns zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Annuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unstiltlichen ab zum Stiltlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben Jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. — Allen diesen innern Eigenschaften nun kam die behagliche, naive Sprache sehr zu Statten, aus der sich Hebel einen Styl bildete, der zu diesem Zweck vor unserer Luthersprache große Vorzüge hat.

Dieses idealisirende Princip, durch welches Hebel so hoch über alle anderen Volksdichter steht, fehlte auch dem wackeren Gröbel, der überall die Lebensverhältnisse, in denen sich seine Dichtungen bewegen, nur von der rein menschlichen Seite auffaßt, und Alles, was er schildert, nur als das Produkt des gesellschaftlichen, hausbackenen Lebens darzustellen gewohnt ist. Nichts desto weniger kann man auch diesem Dichter die Anerkennung seines seltenen und glücklichen Talentes nicht versagen. Zunächst zeichnen sich alle seine Gedichte durch eine glückliche Wahl des Stoffes aus, den er dann wieder eben so glücklich zu bearbeiten weiß, während der der Sache selbst vollkommen angepasste Ausdruck eine seltene gemüthliche Behaglichkeit bei dem Leser hervorbringt, Johann Conrad Gröbel war übrigens am 3. Juli 1736 zu Nürnberg geboren und trieb dort das Gewerbe seines Vaters, welcher Hafchner war. Er starb den 8. März 1809. — Außer ihm ist unter den neueren Dichtern, die sich einer besondern Mundart bedienen, hier noch Hornemann zu erwähnen, dessen reiches und schönes Talent die vollständigste Anerkennung gefunden hat. — Auch Langbeins, des viel gelesenen wollen wir hier gedenken, obgleich derselbe weit hinter den beiden letztgenannten Dichtern zurücksteht und seine Lieder auch nur in hochdeutscher Sprache geschrieben sind. Es ist indessen viel Aehnlichkeit zwischen ihm und Gröbel, indem auch er eine sehr glückliche Erfindung des Stoffes befaßt; aber in der Ausführung ist ein unbestreitbares Hasten nach Effect sichtbar, wodurch er oft grade langweilig und ermüdend wird. — Auch grenzt das komische Princip in seinen Gedichten nahe an Frivolität. — Langbein war im Jahre 1751 zu Radeberg bei Dresden geboren und studirte zu Leipzig die Rechte. — Nachdem er längere Zeit in Dresden Advokat und Kanzlist des geheimen Archivs gewesen, ging er im Jahre 1800 nach Berlin, wo er das Amt eines Censors bekleidete und ebendasselbst 1838 starb.

Die nachfolgenden Gedichte entlehnen wir aus den Sammlungen der betreffenden Dichter.



## Matthias Claudius.

### Rheinweinielied.



Erkänzt mit Laub den Lieben vollen  
Becher,  
Und trinkt ihn fröhlich leer!  
In ganz Europa, Ihr Herren Becher,  
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch  
aus Polen,  
Noch wo man franzmänn'ch spricht;  
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,  
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;  
Wie wär' er sonst so gut!  
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,  
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;  
Und viele Berge, hört,  
Sind, wie die weiland Greter, faule Bänke,  
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen  
Gewächs, sieht aus, wie Wein;  
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,  
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft Ihr auch nicht suchen,  
Wenn Ihr Wein finden wollt,  
Das bringt nur Silbererz und Koboltsuchen,  
Und Etwas Lausgold.

Der Bloßberg ist der lange Herr Philister,  
Er macht nur Wind, wie der;  
Drum tanzen auch der Kuckuk und sein Küster  
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,  
Gefegnet sei der Rhein!  
Da wachsen sie am Ufer hin und geben  
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns aller Wege  
Uns freun und fröhlich sein!  
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,  
Wir gäben ihm den Wein!

### Die Sternscherin.



Wach sehe oft um Mitternacht,  
Wenn ich mein Werk gethan,  
Und Niemand mehr im Hause wacht,  
Die Stern' am Himmel an.

I. Band. XI. Heft.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,  
Als Lämmer auf der Flur;  
In Rudeln auch, und aufgereiht,  
Wie Perlen an der Schnur;

40


Und funkeln alle weit und breit,  
Und funkeln rein und schön;  
Ich seh' die große Herrlichkeit,  
Und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unter'm Himmelzelt  
Mein Herz mir in der Brust;  
„Es gibt was Bessers in der Welt,  
Als all' ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf' mich auf mein Lager hin,  
Und liege lange wach,  
Und suche es in meinem Sinn,  
Und sehne mich darnach.

## Christian Adolf Overbeck.

### Fischerlied.

 er gleichet uns freudigen  
Fischern im Kahn?  
Wir wissen die schmelzigen  
Fische zu fahn.  
Wir sitzen und schweben  
Gesüßelten Lauf;  
Wir tanzen und heben  
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende  
Lüftchen ins Ohr;  
Bald heben uns schäumende  
Wegen empor.  
Dann brüllt's an den Klippen  
Und felsen hinan;  
Dann schüttern die Rippen  
Den taumelnden Kahn.

Doch laßt nur des tausenden  
Sturm's unser Muth  
Und erntet der brausenden  
Tiefe Tribut.

Wir fremd uns des Meeres,  
So wild es auch scheint,  
Und traun ihm, als wär' es  
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem  
Vollmond hinaus,  
Und kehren mit blinkendem  
Kahne nach Haus.  
Uns geben die Netze,  
Früh Morgens gefüllt,  
Lebendige Schätze  
Und Abends schon Geld.

Wohl bergen uns schützende  
Hütten die Nacht,  
Bis wieder das blinkende  
Sternchen erwacht.  
So geht es, und nimmer,  
Geht's anders, als gut,  
Ein Fischer hat immer  
Gar fröhlichen Muth.

## Christian Friedrich Daniel Schubart.

### Der Gefangene.

**G**efangner Mann, ein armer Mann!  
Durch's schwarze Eisengitter  
Starr' ich den fernem Himmel an,  
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,  
Schaut trüb' auf mich herunter;  
Und kömmt' die braune Abendstund',  
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,  
Er wallt im Wittwenschleier;  
Die Sterne mir — sind Fackeln gleich  
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühen,  
Nicht fühlen Lenzeswehen;  
Ach! lieber säh' ich Rosmarin  
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch  
Für mich die goldnen Aehren;  
Nächt' nur in meinem Felsenbauch  
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein  
Im Busen einer Rose?  
Denn Nichts ist mein; ach Nichts ist mein  
Im Muttererdschoße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,  
Nicht an der Kinder Wangen  
Mit Gattenwonne, Vaterlust  
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!  
Fern von den Lieben allen,  
Muß ich des Lebens Dornenbahn  
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,  
Ich wälze mich auf Kesseln;  
Und selbst mein Beten wird entweiht  
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;  
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven  
Und Teufel für die Ketten schuf,  
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder, Euch gethan?  
Kommt doch und seht mich Armen!  
Gefangner Mann, ein armer Mann!  
Ach, habt mit mir Erbarmen!

## Das Mutterherz.



Mutterherz, o Mutterherz!  
 Ach! wer senkte diese Regung,  
 Diese stuhende Bewegung,  
 Diese Wonne, diesen Schmerz  
 Süß und schauervoll in Dich!

Gott, der Herzenbilder,  
 Sprach zur rothen Bluth  
 In den Adern: Milder  
 Fließe, still und gut!

Und da strömten Flammen  
 Alle himmelwärts  
 In der Brust zusammen —  
 Und es ward ein Mutterherz.

Mutterherz, o Mutterherz!  
 Diese liebevolle Regung,  
 Diese stuhende Bewegung,  
 Diese Wonne, diesen Schmerz  
 Senkte Gott, nur Gott in Dich!

## Kaplied.



Ruf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,  
 Der Abschiedstag ist da!  
 Schwer liegt er auf der Seele, schwer!  
 Wir sollen über Land und Meer  
 Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,  
 Ihr Brüder, um uns her;  
 Uns knüpft so manches theure Band  
 An unser deutsches Vaterland,  
 Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch  
 Zum letztenmal die Hand;  
 Den kosen Brüder, Schwester, Freund;  
 Und Alles schweigt, und Alles weint,  
 Todtblaß von uns gewandt.

Und, wie ein Geist, sählingt um den Hals  
 Das Liebchen sich herum:  
 Willst mich verlassen, liebes Herz,  
 Auf ewig? — und der bitter Schmerz  
 Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart — drum wieble Du, Tambour,  
 Den Generalmarsch drein!  
 Der Abschied macht uns sonst zu weich,  
 Wir weinten, kleinen Kindern gleich —  
 Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, Ihr Freunde! Sehn wir uns  
 Vielleicht zum letztenmal;  
 So denk, nicht für die kurze Zeit,  
 Freundschaft ist für die Ewigkeit,  
 Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir  
 Mit Erde unsre Hand,  
 Und küssen sie — das sei der Dank  
 Für Deine Pflege, Speis' und Trank,  
 Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meerewoge sich  
 An unserm Schiffe bricht,  
 So segeln wir gelassen fort;  
 Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,  
 Und der verläßt uns nicht!

Und ha! wenn sich der Tafelberg  
 Aus blauen Dästen hebt;  
 So strecken wir empör die Hand,  
 Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land!  
 Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier  
 Gesund ans Ufer springt,  
 Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!  
 Nun sind wir ja in Afrika.  
 Und Alles dankt und singt.



Wir leben drauf in fernem Land  
 Als Deutsche brav und gut,  
 Und sagen soll man weit und breit,  
 Die Deutschen sind doch brave Leut',  
 Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap  
 Wir seinen Götterwein;  
 So denken wir, von Sehnsucht weich,  
 Ihr fernem Freunde, dann an Euch;  
 Und Thränen fließen drein.

### Die Fürstengruft.

**D**a liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,  
 Ehmals die Götzen ihrer Welt!  
 Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer  
 Des blaffen Tags erschelt.

Die alten Särge leuchten in der dunklen  
 Verwesungsgruft, wie faules Holz;  
 Wie matt die großen Silberschilder funkeln,  
 Der Fürsten letzter Stolz!

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,  
 Geußt Schauer über seine Haut,  
 Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Wahre,  
 Aus hohen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!  
 Ein Zehentritt stört seine Ruh'.  
 Kein Wetter Gottes spricht mit lauterem Grimme:  
 O Mensch, wie klein bist Du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,  
 Zum Völkersegner einst gesandt,  
 Wie der, den Gott zur Nationenruthen  
 Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister;  
 Doch kalte Thränen nur von Stein,  
 Und lachend grub, vielleicht ein welscher Meister,  
 Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschenen Blicken,  
 Die ehmals hoch herabgedreht,  
 Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken  
 Ging Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefällt zum Knochen,  
 Die oft mit kaltem Federzug  
 Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,  
 In harte Fesseln schlug.

I. Band. XI. Heft.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,  
 Einst eingehüllt in Goldgewand,  
 Daran ein Stern und ein entweihter Orden,  
 Wie zween Kometen, stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,  
 D'rin gelbes Blut, wie Feuer, floß,  
 Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,  
 Wie in den Körper goß.

Spricht, Höfinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,  
 Nun Schmeicheln in's taube Ohr! —  
 Verächtlich das durchlauchtige Gerippe  
 Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, Euch Beifall zuzulächeln,  
 Und wiehert keine Foten mehr,  
 Damit geschminkte Losen ihn befächeln,  
 Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eiseren Schlaf zu schlafen,  
 Die Menschengesellen, unbetrurt,  
 Im Felsengrab, verächtlicher, als Sklaven,  
 In Kerker eingemurt.

Sie, die im ehernen Busen niemals fühlten  
 Die Schrecken der Religion,  
 Und gottgeschaffne, bessere Menschen hielten  
 Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,  
 Der alle Schulden niederschreibt,  
 Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger  
 Und Jagdlärm überäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Diener  
 Mit Gnade lehnten, und Genie  
 Und Weisheit darben ließen; denn das Bünnen  
 Der Geister schreckte sie;

Die liegen nun in dieser Schauergrötte,  
Mit Staub und Würmern zugebedt.  
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte  
In's Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit Eurem hangen Nachzen,  
Ihr Scharen, die sie arm gemacht,  
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen  
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatzete nicht des armen Landmanns Peitsche,  
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!  
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,  
Der sich vorüberkreucht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknahe,  
Dem ein Tyrann den Vater nahm!  
Nie suche hier der Krüppel an dem Stabe  
Vom fremden Solde lahm.

Damit die Dauler nicht zu früh erwachen,  
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!  
Ha! früh genug wird über ihnen krachen  
Der Donner am Gericht;

Wo Lobesengel nach Tyrannen greifen,  
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,  
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,  
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, bessere Fürsten, schlummert süße  
Im Nachgewölbe dieser Gruft!  
Schon wandelt Euer Geist im Paradiese,  
Gehüllt in Blüthenluft.


Saudzt nur entgegen jenem großen Tage,  
Der aller Fürsten Thaten wiegt,  
Wie Sternenklang tönt Euch des Richters Wage  
Drauf Eure Jugend liegt.

Ah, untern Lispeln Eurer frohen Brüder —  
Ihr habt sie satt und froh gemacht —  
Wird Eure volle Schale sinken nieder,  
Wenn Ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's Euch sein, wenn Ihr vom Sonnenthrone  
Des Richters Stimme wandeln hört:  
„Ihr Brüder nehmt auf ewig hin die Krone,  
Ihr seid zu herrschen werth!“

## Johann Martin Usteri.

### Rundgesang.

Chor. rent Euch des Lebens,  
Weil noch das Lämpchen glüht;  
Pflücket die Rose,  
Oh' sie verblüht!  
So mancher schafft sich Sorg' und Müh,  
Sucht Dornen auf, und findet sie,  
Und läßt das Weilchen unbemerkt,  
Das ihm am Wege blüht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Wenn schon die Schöpfung sich verhüllt,  
Und lauter Donner ob uns brüllt,  
So scheint am Abend nach dem Sturm  
Die Sonne, ach! so schön!

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,  
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,  
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,  
Das goldne Früchte bringt.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Wer Redlichkeit und Treue übt,  
Und gern dem ärmern Bruder giebt,  
Da siedelt sich Zufriedenheit  
So gerne bei ihm an.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Und wenn der Pfad sich fürchtbar engt,  
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,


So reicht die holde Freundschaft stets  
Dem Lieblichen die Hand.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Sie trocknet ihm die Thränen ab,  
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;  
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,  
Und Dämmerung in Licht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.  
Sie ist des Lebens schönstes Band,  
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,  
So wallt man froh, so wallt man leicht  
In's bessere Vaterland.

Chor. Freut Euch des Lebens,  
Weil noch das Lämpchen glüht,  
Pflücket die Rose,  
Oh sie verblüht!

### So wird's choh.

as Mütterli geht mit dem Weitschli in  
Mert,  
Es haufft em es Güttschli, es haufft em es Pfert,  
Und Guggel und Huchndli, und Schüssli vo Bley,  
Und Blättli und Täppli vo Holz und vo Bley.

Und wenn's i feuf Jahre denn wider wird gah,  
So laht's denn, i wette, die Guggeli stah!  
Es liest denn e gar e schön's Döcketti uus,  
Und macht ehm es Röckli und püßlet es uus.


Und wenn's nach feuf Jahre denn wider wird  
gah,

So laht's denn, so mein i, au d' Döcketti stah:  
Es chrömet denn Bendel, und Spizli und Schuh,  
Und schielet den artige Herrlene zu.

Und gah't's nah feuf Jahre denn wider in Mert,  
Denn haufft's wider Güttschli und Wäge und Pfert,  
Und Blättli und Täppli vo Holz und vo Bley,  
Und bringt si sym eigene Weitscheli hey.

## Johann Peter Hebel.

### Die Mutter am Christabend.

r schloft, er schloft. Do lit er, wie ne Grof!  
Du lieben Engel, was i bitt,  
by Leib und Lebe verwach mer nit,  
Gott gunnts m'im Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!  
Di Mutter geht mit sillem Teitt,  
sie geht mit zartem Mutterstim,  
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn!

Was henfi Der denn dra?  
 Ne schöne Lebämeche-Ma,  
 ne Gigele, ne Mummeli  
 und Blüemli wiß und roth und gel,  
 vom allerfinste Zuckermehl.

's isch guueg, Du Muetterherz!  
 Viel Süß macht numme Schmerz.  
 Gib's sparsam, wie der liebi Gott,  
 nit all' Tag helsest er Zuckerbrod.

Sez Nümmechrüßliger her,  
 die allerjöhnsie, woni ha,  
 's isch nummen au kei Mäseli dra.  
 Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,  
 was so en Deyfel lacht;  
 und isch der Zuckerbeck e Ma,  
 se mach er so ein, wenn er cha.  
 Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?  
 Ne Fageneßli wiß und roth,  
 und das eis vo de schöne.  
 D Ghind vor bittere Thräne  
 biwahr Di Gott, biwahr Di Gott!

Und was isch meh do inn?  
 ne Büechli, Ghind, 's isch au no Di.  
 I leg Der schöne Helgeli dri,  
 und schöni Gebelli sin selber drin.

Jetzt gönnti, trau, goh;  
 es fehlt nit meh zum Gute —  
 Pos tüüsig, no ne Ruthe!  
 Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut Di nit,  
 's cha sy, sie haut Der 's Büdeli wund;  
 doch witt nit anderst, sen ischs Der gund;  
 's muß nit sy, wenn D' nit witt.

Und willsch nit anderst ha,  
 in Gottis Name seig es drum!  
 Doch Muetterlieb isch zart und frumm,  
 sie windet rotthe Bendeli dri,  
 und macht e Letschli dra.

Jetzt wär er usstassiert,  
 und wie ne Maibaum ziert,  
 und wenn bis früech der Tag verwacht,  
 het 's Bienechtshinbli Alles gmacht.

De nimm'sch's und dank'sch mer's nit;  
 Drum weisch nit, wer Des git.  
 Doch machts Der numme ne frohe Muth,  
 uad schmecks der numme, sen ischs scho gut.

Bym Buesst, der Wächter rüest  
 scho Delf! Wie doch b'zit verrinnt,  
 und wie me si vertieft,  
 wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

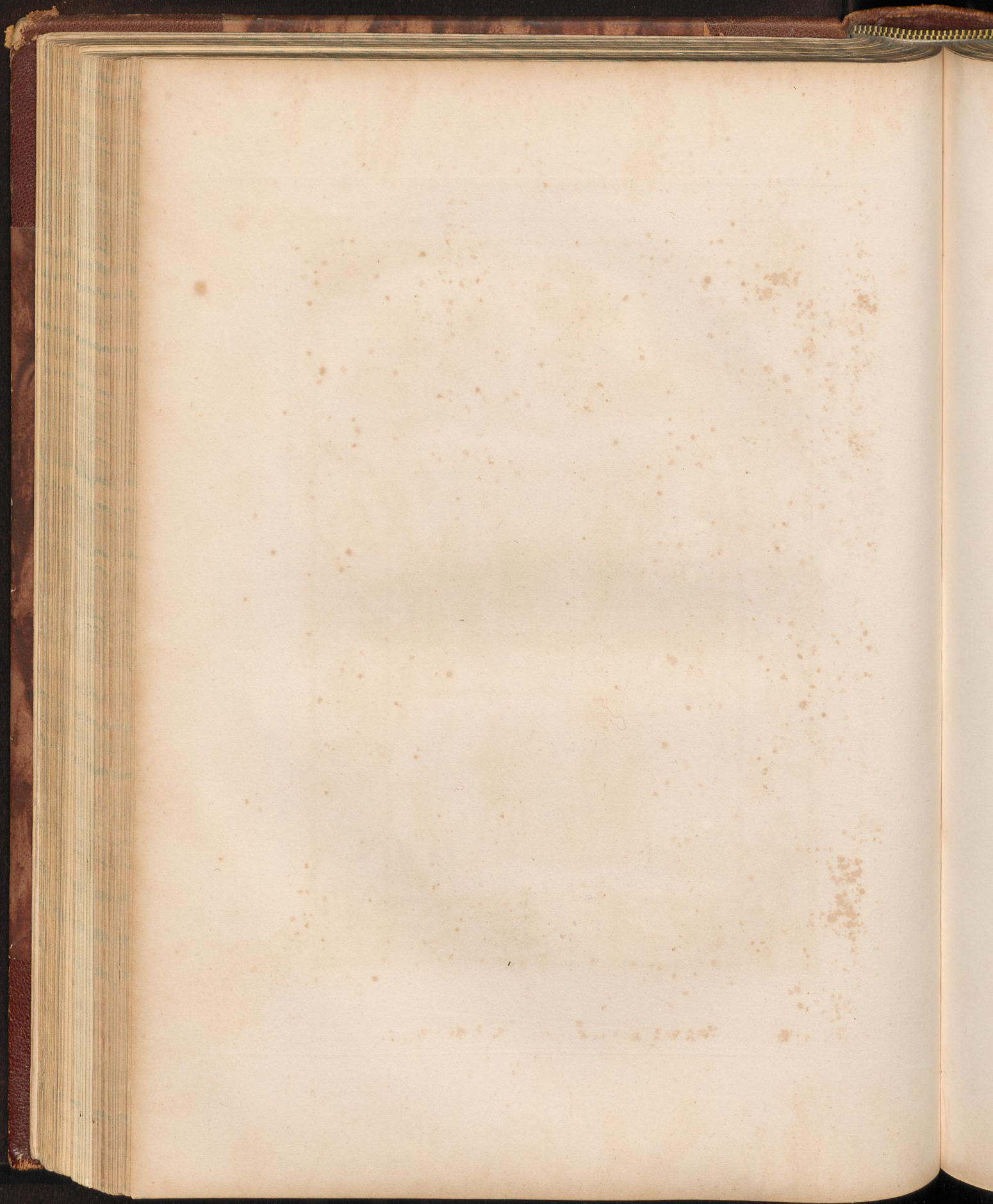
Sez, bhüdi Gott der Her!  
 Gn anderi Chert mehr!  
 Der heilig Christ isch hinccht cho,  
 het Ghindes Fleisch und Blut ag'no;  
 Wär'sch au so brav, wie er!

von K. Gröbel.



gez. u. radirt v. E. Dittner.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.



## Johann Konrad Gröbel.

### Der Schlosser und sein Gesell.




Schlosser haut an G'sell'n g'hat,  
Der haut su langsam g'feilt,  
Und wenn er z'Mittog g'ess'n haut,  
Dau ober haut er g'eilt.  
Der eiserst in der Schüssel drin,  
Der leht ah wieder draus,  
Es is kah Mensch su fleißt g'west  
Ban Tisch in ganz'n Haus.

Deiz haut a mau' der Master g'sagt:  
„G'sell! dös verzeih ih nith,  
Es ist doch su mei Lebta g'west,  
Und weil ih dent, die Lied:  
Su woi mer ärbet, ist mer ah;  
Da Dir gelhts nith a su,  
Su langsam haut noh kanner g'feilt,  
Und ist su g'schwind, woi Du.“

„Ja! sagt der G'sell: dös waß ih scho,  
Haut All's sein geu'n Grund:  
Des Ess'n wörd halt goar nith lang,  
Die Kerbet verzih Stund.  
Wenn aner möißt den ganz'n Log  
In an Stück ess'n fort,  
Thäts af die Leht su langsam geih,  
Als woi ban Feil'n dort.“

### Die Krebsse.

s haut amaul an Advokat  
An Herrn af'n Lamb  
An G'fall'n ihou, doch nith umsunst,  
Dös is scho su bekant.  
Denn ummasunst, dau is der Land,  
A jeder bitt ums täglich Braud;  
Der ah tränkts kläglich zamm,  
An andern träft mers hamn.

Und woi der Herr scho zohlt haut g'hat,  
So fällt's'n eiserst eih,  
Er wörd noh für dös G'fälligkeit  
A weng wos schuldi sey.  
„Deiz mach ih'n noh a klans Präsent,  
An Sock vuhl Krebs, nau hauts an End';  
Döi schik ih morg'n neih,  
Nau wörd er z'fried'n sei.“

Und morg'n mouß a fu der Knöcht  
 Gleich fröh nei in die Stobt;  
 Dau hämma sei die Krebs nicht oh,  
 Für böia wär scho Schob.  
 Denn in der Sunna halt'ns nicht,  
 Und bringt mers taub, wos thout mer mit?  
 Su ober, gähnts scho g'scheit,  
 Su hant der Herr a Freud.

Uy Wöter, döß sem graufft Krebs,  
 Dau wäg'n fünf a Pfund.  
 An Sparges haut er drin derzou,  
 Döi Woar is öja g'sund.  
 „Dau, Hanns! hauß gleich an Bröif derzou,  
 Und wou er wohnt, des waß scho, wou;  
 Seg ner, i kumm bald neih,  
 Mau keih'r ih selber eih.

Deiz nehmt der Knöcht den Soek vußl Krebs,  
 Wörfts af'm Wog'n naf;  
 Führt fröh, vur Logg, und schläfft derzou,  
 Der Soek gähnt ober af.  
 Und wöi er hi kummt für des Haus,  
 Deiz sem die Krebs scho alli raus;  
 Dau wöreds öiz faber sey!  
 Er trock'n Bröif halt neih.

Gleich nehmt der Herr in Bröif in d'Hand;  
 Und wöi er'n löß'n thout,  
 Dau spizt er scho des Maul a weng,  
 Es schmeck't'n öiz scho gout,

Und sagt: „Hanns! es sem Krebs dauinn!“  
 „Wos ih nicht für a Simy'l bin;  
 No, Herr! öiz bin ih frau,  
 Weil ner die Krebs sem dau.“

Deiz ober sög'ns alli zwöi  
 A weil annander oh; —  
 Waß kaner, wos er seg'n soll;  
 Der Hanns will scho dervoh.  
 „No, Hanns! wou sem die Krebs öiz denn?“  
 „Er sagt jo, daß dauinna sem;“  
 „Ja wou denn?“ „No dauinn.“  
 „Dau is jo kaner d'rin.“

„Ja Dummer, Herr! wos sagt Er denn.  
 Die Krebs döi sem dauinn;  
 Dau waß der Leuß'l, wou ih öiz  
 Döi Dinger alli sinn.  
 Ih hob scho Alles drüber g'soucht,  
 Und af'm ganz'n Wog'n g'soucht,  
 Es is halt kaner d'raf,  
 Dau steig Er selber naf.“

Wos ober öja weiter noh  
 Mitmänder hob'n g'macht,  
 Dös haut mer mir halt freilih nicht  
 Su gründlich eb'n g'sagt;  
 Doch hoff ih, es wörd g'scheha sey:  
 Wen kömmt denn fu wos fall'n eih?  
 Und wenns nicht wauer wär,  
 Ih schreibets scho nicht her.

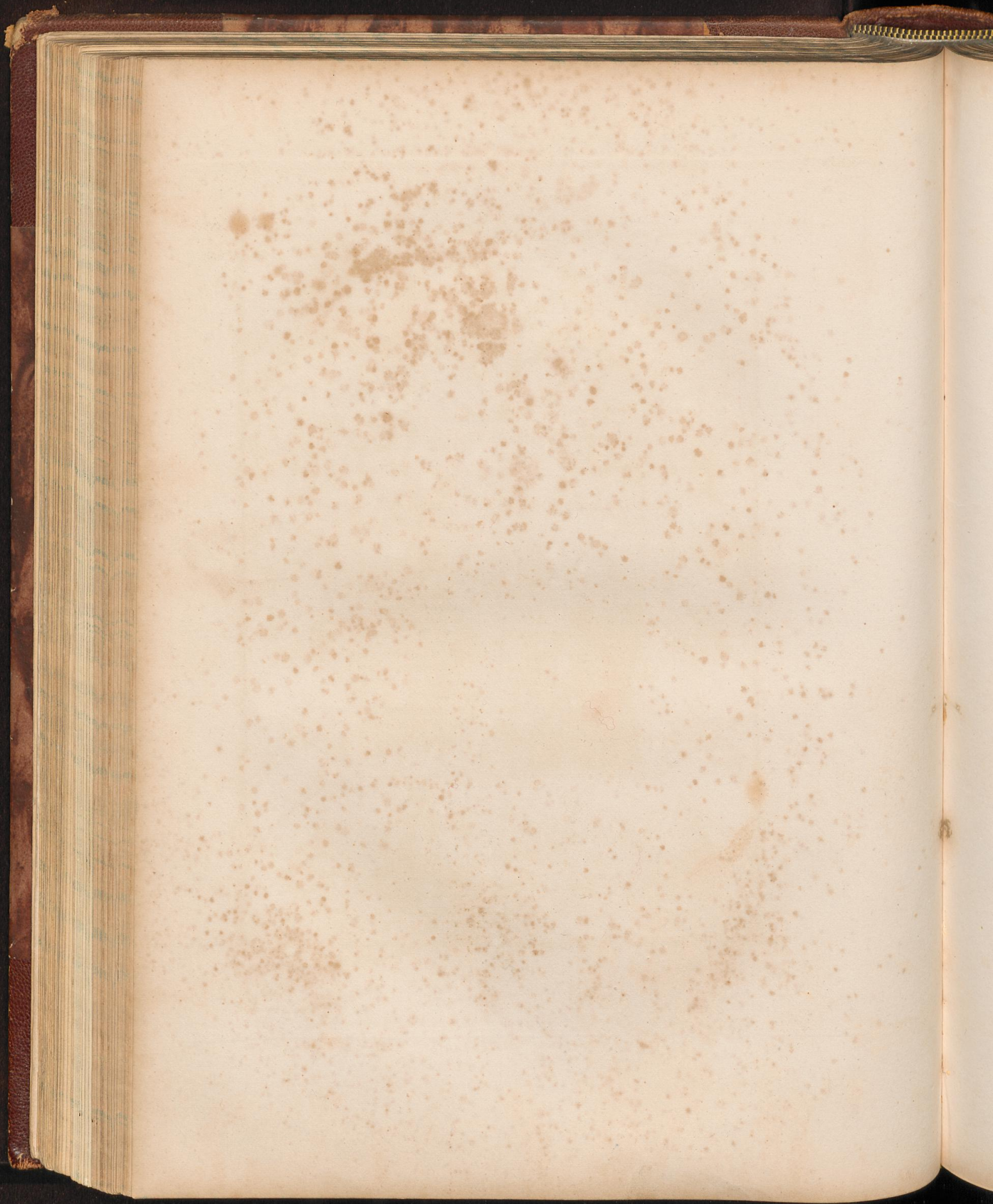


von E. Langbein.



gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.



## August Friedrich Ernst Langbein.

### Das getaufte Käpplein.



Der Krieg, der dreißig Jahre  
lang

Die blutige Geißel raslos schwang,  
Zog endlich, wie jeder Sturm, vorbei;  
Doch Deutschland gleich einer Wüstenei.  
Verödet hatten Schwert und Brand  
Die Städtlein und das platte Land.  
Die Kirchen waren zu Ställen geworden,

Die Pfarrer gestoh'n vor den wilden Horden.  
Da sprach ein Reichsfürst, ein frommer Herr,  
Zu seinem treuen Hofprediger:

„Herr Doktor, wir wollen den Unfug steuern,  
Die Kirchenordnung löblich erneuern;  
Durchreißet deshalb mein ganzes Reich,  
Und macht, was krumm ist, wieder gleich!“

Der Gottesmann begab sich sofort,  
Kraft dieses Auftrags, von Ort zu Ort,  
Und fand denn unter andern leider  
In einem Städtchen einen Schneider,  
Der, ohne Gelahrtheit und Beruf,  
Sich eigenmächtig zum Pfarrer schuf.  
Er stand des Sonntags an heiliger Stelle  
Und predigte tapfer von Himmel und Hölle;  
Er mehrte durch Tausen der Christen Zahl,  
Saß Beichte, vertheilte das Abendmahl,  
Und nähte Herzen voll Liebesflammen  
Auf ewig am Altare zusammen.  
Das alles, meint' er, sei recht gethan;  
Doch heftig fuhr ihn der Doktor an:

„Hat Euch die Sonne das Hirn verbrannt?  
Was mischt Ihr Euch in den geistlichen Stand?  
Greift wieder nach Scheer' und Nägeleisen,  
Sont will ich den Weg aus der Kirch Euch weisen!“

Den Meister wurmte dieser Sturz,  
Und er entschloß sich geschwind und kurz,  
Um nicht der Pfarre verlustig zu gehn,  
Sich landesfürstlichen Schutz zu erschn.  
Der Leichtfuß lief nach der Residenz,  
Gelangte bei Hofe zur Audienz,  
Und hub gar bitterlich an zu klagen,  
Daß man ihn wolle vom Amte jagen.

Man rief den Doktor, der Fürst begann:  
„Was habt Ihr gegen diesen Mann?  
Er klagt, Ihr wolltet Euch an ihm reiben,  
Und ihn mit Schimpf von der Pfarre treiben.“

Der Doktor sprach: „Das heißt meine Pflicht;  
Denn nur ein Pfuscher ist dieser Wicht,  
Und in der heiligen Bibel steht:  
Erniedrigt werde, wer selbst sich erhöht! —  
Ja, starrt mich nur an, Ihr windiger Schneider!  
Ihr macht vielleicht erträgliche Kleider,  
Doch eine Predigt ist in der That  
Ein anderes Werk als eine Naht!  
Und sind denn Menschen Gutesgleichen  
Geübt in kirchlichen Gebräuchen?“

Wie taufet Ihr zum Beispiel ein Kind?  
Laßt uns doch sehn, wie Ihr das beginnt!“

„Ich nehm's darin wohl mit Euch auf!“  
Erwiderte spöttisch der Meister drauf.  
„Bedenket aber hochgelehrt,  
Daß zu der Tauf' ein Kind gehört.“

„Hier!“ — rief der Doktor, und warf frisch  
Ein sammetnes Käpplein auf den Tisch:  
„Für einen Pfarrer von Eurem Schlag  
Ein solcher Täusling wohl gelten mag.“

„Gut!“ sagte der Schalk: „Vor allen Dingen  
Laßt aber nun auch Wasser bringen!“

Und als ein Napf voll vor ihm stand,  
Schöpfte er daraus mit hohler Hand,  
Und während er zum Ueberflus  
Dem Käpplein spendete Guß auf Guß,  
Sprach er dazu höchst feierlich:  
„Hospredigers Käpplein, ich taufe dich,  
Daß du sollst Käpplein heißen und bleiben,  
Bis Alter und Motten dich zerhäuben.“ —

Da lachte der Fürst und zog gemach  
Den Gottesgelahrten beiseit und sprach:  
„Laßt ihn zufrieden! Er ist kein Narr,  
Und wohl geschickter als mancher Pfarr.“

### Die Spende.

**I**n Geiziger, der alles nahm,  
Was ihm umsonst zu Händen kam,  
Ließ Eis in seine Grube fahren;  
Doch da nie Gäste bei ihm waren,  
Verbraucht' er von dem Eis kein Loth.  
Allein beim nächsten Frost gebot  
Er dennoch wieder: „Kaspar, geh  
Und hole frisches Eis vom See!“

„Eis holen?“ — fiel der Hausknecht ein:  
„Das wird wohl nicht vomnöthen sein.  
Die Grub' ist noch vom alten voll;  
Sagt, was ich damit machen soll?“

Der Herr sann schweigend auf Bescheid,  
Es that ihm um den Vorrath leid;  
Doch fühlt er schnell sein Herz erwärmen,  
Und gütig sprach er: „Gib's den Armen!“